



Andreas von Arnould
Christian Klein

Weil Bücher unsere Welt verändern

Vom Nibelungenlied
bis Harry Potter

wbg **THEISS**

Andreas von Arnould/Christian Klein

**Weil Bücher unsere Welt
verändern**

Vom Nibelungenlied bis Harry Potter

wbgTHEISS

Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg THEISS ist ein Imprint der wbg.

© 2019 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Redaktion: Eva Harker, Münster

Satz: schreiberVIS, Seeheim

Umschlaggestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt am Main

Umschlagabbildung: fotolia © sveta

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbgwissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3747-4

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): ISBN 978-3-8062-3765-8

eBook (epub): ISBN 978-3-8062-3766-5

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zu den Autoren](#)

[Impressum](#)

Einleitung

Leipzig, Buchmesse. Wie jedes Jahr stellen die Verlage ihre Neuheiten vor. Eines der aktuellen Bücher dieser Saison wird alle anderen nicht nur in puncto Verkaufszahlen in den Schatten stellen. Sein Titel: *Biblia, das ist die gantze Heilige Schrift Deudsch*. Wir schreiben das Jahr 1534. Der Wittenberger Theologe Martin Luther hat nach jahrelanger Arbeit seine Bibelübersetzung abgeschlossen und veröffentlicht. Schnell verbreitet sich das Werk in der lesekundigen Bevölkerung und über die Kanzeln überall dort, wo auf Deutsch gepredigt wird. Gemäß Luthers protestantischer Sendung bringt »seine« Bibel das Evangelium unters Volk und trägt zugleich zur Vereinheitlichung der deutschen Sprache bei, die damals in vielen Mundarten und Dialekten gesprochen wird. Szenenwechsel: Gut einhundert Kilometer von Leipzig entfernt und gut zweihundertvierzig Jahre später, Weimar 1775. Auf Einladung des gerade achtzehnjährigen Herzogs kommt der junge Johann Wolfgang Goethe in die provinzielle, aber aufstrebende Residenzstadt. Ein Jahr zuvor hatte er mit seinem Roman *Die Leiden des jungen Werther* einen Sensationserfolg gelandet, der einer ganzen Generation aus der Seele zu sprechen schien, weil er statt auf Nutzen zu setzen das Gefühl zu seinem Recht kommen ließ. Die Leser identifizierten sich mit Werther, was besonders augenfällig in dem aufkommenden Modetrend wurde: Blauer Frack und gelbe Weste drückten ein neues, freiheitliches Lebensgefühl aus. Goethe selbst reist in dieser Kluft nach Weimar, und kurze Zeit später trägt der

ganze Hof die »Werther-Mode«. Dritte Szene, noch einmal gut einhundredsiebzig Jahre später: In der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1949 tritt das *Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland* in Kraft. Eine provisorische Verfassung für den westdeutschen Teilstaat, die nicht bei allen sogleich auf Gegenliebe stößt. Im Bayerischen Landtag fällt sie durch. Nach noch einmal gut vierzig Jahren wird das *Grundgesetz* zur Verfassung des wiedervereinigten Deutschland. Heute prägt es neben der Arbeit der Staatsorgane vor allem über seinen Grundrechtsteil das politische und gesellschaftliche Leben insgesamt. Von seinen »Vätern« und »Müttern« hat es sich längst emanzipiert. Es immer aufs Neue mit Leben zu füllen und an die Erfordernisse der jeweiligen Jetztzeit anzupassen, ist zur Aufgabe der staatlichen Institutionen und des gesellschaftlichen Diskurses selbst geworden.

Unsere Welt ist ständig in Veränderung. Und ihre Entwicklung verläuft beileibe nicht immer geradlinig. Sie wird geprägt von unvorhersehbaren Einflüssen, erfährt Brüche und Sprünge. Anders gesagt: Die Welt, wie wir sie heute kennen, ist das Ergebnis steten Wandels, in dem Denkweisen hinterfragt, Traditionen abgelöst, Staatswesen reformiert (oder revolutioniert), gesellschaftliche Strukturen umgestaltet werden. Fragt man nach Ursachen für diese Veränderungen, nach Motoren dieses Wandels, dann denken die meisten wohl spontan an historische Ereignisse wie Krönungen, Krisen oder Kriege. Es fallen ihnen technische Erfindungen oder handfeste weltanschauliche Auseinandersetzungen ein. Nur die wenigsten werden als Antwort bestimmte Buchtitel nennen. Dabei spielt die Literatur eine ganz herausragende Rolle, wenn es um Neuerungen im Denken, um kulturellen und gesellschaftlichen Wandel geht. Es waren eben häufig Bücher, die Veränderungen einleiteten oder ganz wesentlich verstärkten, indem sie revolutionäre Ideen und Gedanken propagierten, indem sie neue Weltsichten und

Erkenntnisse verbreiteten, kulturelle Muster und Verhaltensregeln etablierten oder eine Stimmung, die in der Luft lag, so verdichteten, prägende Situationen und Zustände so pointiert auf den Punkt brachten, dass es die Leser ins Herz traf. Unsere drei Eingangsbeispiele führen das anschaulich vor Augen. Will man also verstehen, wie eine Gesellschaft entstanden ist, wodurch sie geformt wurde und was sie ausmacht, kommt man an Büchern nicht vorbei.

Neunundneunzig solcher Bücher stellt der vorliegende Band vor. Neunundneunzig Bücher, die für unsere Welt von besonderer Bedeutung waren und sind. Sie alle haben Einfluss auf gesellschaftliche Veränderungen und auf die Herausbildung zentraler Vorstellungen genommen oder den Zeitgeist in besonders wirkmächtiger Weise eingefangen. »Unsere Welt«, das kann »unser aller Welt« heißen, denn in allen Erdteilen haben Bücher solche Wirkungen entfaltet. Es genügt etwa auf den Koran zu verweisen oder auf die Bedeutung, die Harriet Beecher Stowes Roman *Onkel Toms Hütte* für die Abschaffung der Sklaverei in den USA hatte. Neunundneunzig Bücher buchstäblich aus aller Welt vorzustellen, würde allerdings die Frage nach der Auswahl und der Vergleichbarkeit der Werke noch drängender stellen als im Falle des vorliegenden Bandes. Dessen Ansatz ist bescheidener: Er nimmt solche Bücher in den Blick, die auf besondere Weise in Deutschland ihre Wirkung entfaltet haben. Doch was heißt hier »Deutschland«? Als Nationalstaat ist Deutschland noch nicht einhundertfünfzig Jahre alt und existiert in seinen aktuellen Grenzen überhaupt erst seit wenigen Jahrzehnten. Für die Zwecke dieses Bandes kommt es auf solche letztlich politischen Organisationsfragen zum Glück nicht an. Entscheidend ist vielmehr jener vor allem durch die deutsche Sprache zusammengehaltene Kulturraum, den die nach staatlicher

Einheit strebende politische Romantik des frühen 19. Jahrhunderts zur Kultur»nation« verklärte.

Dass dieser Kulturraum keineswegs isoliert steht, bedarf kaum der Betonung. Deutsche Kultur und Mentalität waren und sind immer Teil eines größeren, primär europäischen Zusammenhangs. Die Auswahl unserer Beispiele setzt daher an den Anfängen der Überlieferung von Texten ein. Sie nimmt – ausgehend von der Antike – naheliegenderweise zunächst vor allem Titel aus einem europäischen Kontext in den Blick, die entscheidenden Anteil daran hatten, dass Deutschland als Kultur- und Sozialraum geschaffen und geformt wurde. Ab dem 18. Jahrhundert sind es dann vor allem deutsche Autoren, deren Werke im Fokus stehen, wobei natürlich auch sie in vielfältiger Weise Impulse von außen empfangen haben.

Die Textauswahl will zum einen jene Titel vorstellen, die für bestimmte Neuerungen im Denken, für spezifische gesellschaftliche oder kulturelle Veränderungen entscheidend waren, die also Wandel einleiteten und mitgestalteten. Zum anderen aber werden immer wieder auch solche Bücher präsentiert, die bestimmte gesellschaftliche Zustände oder kulturelle Entwicklungen einfangen und abbilden. Es finden sich also neben Titeln, die Wandel initiierten, auch solche, die Wandel dokumentieren. »Zum einen, zum anderen« – das suggeriert, es ließe sich hier eine klare Grenze ziehen. Das indes ist kaum möglich. Ein »Kultbuch« wie Goethes *Werther* ist ebenso ein Kind des Zeitgeistes, wie es seine Zeit, die Werther-Zeit, prägte. Nichts anderes gilt für Darwins *Über die Entstehung der Arten* oder Sigmund Freuds psychoanalytisches Hauptwerk *Das Ich und das Es*. Denn die »creatio ex nihilo«, die Schöpfung aus dem Nichts, gibt es nicht.

Es liegt auf der Hand, dass der hier skizzierte Anspruch nur dann einzulösen ist, wenn die Auswahl der Beispiele möglichst breit angelegt ist und Texte aus allen denkbaren

Wissens- und Themengebieten in den Fokus rückt. Auch muss der Begriff »Buch« in einem weiten Sinne ausgelegt werden. Und so stehen in diesem Band literarische Werke neben mathematischen Abhandlungen, es finden sich Berichte von Entdeckern und die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Beobachtungen, es werden autobiografische Reflexionen, Reden, philosophische Traktate und politische Kampfschriften ebenso präsentiert wie Gesetzessammlungen oder Lexika. Denn es sind eben Bücher aus all diesen Bereichen, die bedeutsam waren für die Gesellschaft und das Denken in Deutschland – und es bis heute sind.

Eine gelegentlich knifflige Aufgabe war es, die Bücher zeitlich einzuordnen. Wo ein Werk nach und nach in mehreren Teilen publiziert wurde, haben wir das Veröffentlichungsjahr des ersten Bandes gewählt. In der Regel haben wir das Jahr der Erstveröffentlichung zugrunde gelegt. Wo Abweichungen von diesem Prinzip sinnvoll schienen, etwa weil der Autor große Überarbeitungen vorgenommen hat, die dazu führten, dass der Text erst in dieser neueren Fassung seine nachhaltige Wirkung entfaltete, wird das im jeweiligen Artikel erläutert. Und dann ist da noch das Phänomen, dass manche Bücher erst nach langem Dornröschenschlaf rezipiert wurden, zumindest in Deutschland. Das *Nibelungenlied* etwa erhielt erst im 19. Jahrhundert seinen Status als der Klassikertext des deutschen Mittelalters. Und auch der *Diwān* des Hafis wurde erst durch die Übersetzungen und Nachdichtungen aus der Feder Rückerts und Goethes zur Keimzelle der deutschen Orientbegeisterung. Weil sich aber die Rezeption meist schwer datieren lässt und auf eine Entdeckung nicht selten eine oder mehrere Wiederentdeckungen folgten, haben wir hier das Jahr der ersten Veröffentlichung zugrunde gelegt. Wo allerdings – vor allem im 20. Jahrhundert – die Übersetzung eines in einer anderen Sprache verfassten

Buches der Erstveröffentlichung auf den Fuß folgte, fiel unsere Wahl auf das Jahr der deutschen Erstausgabe.

Die größte Herausforderung bestand in der Auswahl der vorgestellten Bücher. Mit ihr erheben wir zwar einen gewissen Anspruch auf Plausibilität, aber keinen auf Repräsentativität. Natürlich haben wir uns bei der Zusammenstellung der Titel etwas gedacht. Wir wissen aber sehr wohl, dass wir uns hier nicht im Bereich objektiver Maßstäbe bewegen, sondern zwar begründbare, aber letztlich subjektive Entscheidungen getroffen haben. Vermutlich könnte jede Leserin und jeder Leser spontan eine ganze Reihe weiterer Bücher nennen, deren Aufnahme man mit guten Gründen ebenso hätte erwägen können. Zu einem Band wie dem vorliegenden gehört unserer Meinung nach aber auch die eine oder andere Überraschung, Irritationen inklusive. So haben wir zum Beispiel auf die Aufnahme der Bibel verzichtet, was zu Stirnrunzeln Anlass geben mag. Sie taucht dann aber in Gestalt der eingangs erwähnten Lutherbibel in unserer Sammlung auf.

Unsere Auswahl versteht sich also weder als ein Beitrag zu Kanon-Debatten noch als ein Sinnstiftungsangebot in Fragen der kulturellen Identität. »Prodesse et delectare«, nützen und unterhalten, so ließe sich in Anlehnung an Horaz ebenso bescheiden wie unbescheiden die Absicht zusammenfassen, die wir mit diesem Band verfolgen. Wer sich darauf einlassen mag, den laden wir ein, mit uns auf dieser ganz besonderen Buchmesse von Stand zu Stand zu schlendern und einen Blick auf Bücher aus fast dreitausend Jahren zu werfen, um sich informieren, gelegentlich überraschen und vor allem gut unterhalten zu lassen!

um 700 v. Chr.

Homer

Ilias

Der Beginn der europäischen Literatur

Das Versepos *Ilias* wird heute oft an den Anfang der europäischen Literaturgeschichte gestellt, unbestreitbar ist es eines der ältesten und bedeutendsten Werke der Weltliteratur. In vierundzwanzig Gesängen schildert der Dichter Homer eine kurze Phase aus dem Trojanischen Krieg, wofür er auf frühzeitliche Lieder und mündlich überlieferte Sagen zurückgreift. Seine Darstellung der mythologischen Götter- und Heldenwelt prägt seit der Antike die gesamte europäische Geistes- und Kulturgeschichte.

Am Anfang steht der Zorn. Weil Agamemnon, der Anführer des griechischen Heeres, seine Beute, die Tochter eines Apollon-Priesters, zurückgeben muss, um den Gott zu besänftigen, nimmt er sich stattdessen das Beutemädchen des Achilleus, was diesen schwer erzürnt. Von dem »unnennbaren Jammer«, der auf diesen »bitteren Zank« folgt, handelt die *Ilias*. Sie schildert einundfünfzig Tage im letzten Jahr des Krieges der Griechen gegen die Trojaner, in denen die zehnjährige Belagerung der Stadt Troja (griech. Ilios) eine entscheidende Wendung erfährt.

Kunstvoll wird dabei die Endphase des Konflikts mit Rückblenden auf Szenen aus früheren Kriegsjahren verknüpft. Der Auslöser des Krieges, der Raub der Helena, konnte beim Publikum vorausgesetzt werden und wird daher nur kurz erwähnt: Die Gattin des spartanischen Königs Menelaos war von Paris, dem Sohn des trojanischen Königs Priamos, nach Troja mitgenommen worden, woraufhin die vereinten Griechen gegen Troja zogen. Auch der eigentliche Kriegsverlauf galt als bekannt, und entsprechend konzentriert sich die *Ilias* auf die inneren Regungen der Menschen und Götter.

Im Mittelpunkt steht jener Held Achilleus, der bis auf seine Ferse (die sprichwörtliche Achillesferse) unverwundbar ist und der durch Agamemnon in seiner Ehre verletzt beschließt, nicht mehr unter diesem zu kämpfen. Obwohl die Griechen in der Folge keine Schlacht mehr gewinnen und fast vor der Niederlage stehen, bleibt Achilleus stur. Sein Freund und Vertrauter Patroklos jedoch zieht in die Schlacht und wird von Hektor, dem älteren Bruder von Paris und Heerführer der Trojaner, getötet. Außer sich vor Trauer über dessen Tod wütet Achilleus auf dem Schlachtfeld und kann schließlich Hektor besiegen. In blindem Zorn schleift er dessen Leichnam um die Mauern Trojas und anschließend über zehn Tage lang immer wieder um das Grabmal des Patroklos. Erst als sich König Priamos als Bittsteller ins Lager der Griechen schleicht und um die Leiche seines Sohnes fleht, zeigt Achilleus Gefühl: Beide weinen gemeinsam um die Menschen, die sie verloren haben. So wird mit der Auslösung von Hektors Leichnam auch das Ausgangsproblem im ersten Vers der *Ilias*, der Zorn des Achilleus, aufgelöst. Die ehrenvolle Bestattung Hektors, für die ein elftägiger Waffenstillstand eingehalten wird, beschließt die *Ilias*. Die letzte der drei Totenansprachen hält seine Schwägerin, sodass am Ende der *Ilias* noch einmal jene Frau das Wort hat, die am Ausgangspunkt des ganzen Krieges stand: Helena. Damit

kommt die ins Zentrum gerückte Etappe zu einem Abschluss, und gleichzeitig rückt der große Rahmen des Krieges wieder in den Blick. Denn nach der kurzen Waffenruhe wird dieser fortgesetzt, aber das Publikum weiß: Mit dem Tod Hektors ist der Untergang Trojas eingeleitet.

Auch wenn über das Leben Homers kaum etwas bekannt ist – man geht davon aus, dass er wohl in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. gelebt hat –, so betrachtet man es aufgrund der künstlerischen Gesamtkomposition des Textes heute weitgehend als gesichert, dass die mehr als fünfzehntausend in Hexameter verfassten Verse der *Ilias* in schriftlicher Form fixiert wurden. Damit gelten sie als eines der ersten Zeugnisse der europäischen Literatur. Seit der Antike haben sich bildende Künstler produktiv mit der *Ilias* auseinandergesetzt, und von Dichtern wurde sie (sowie ihre jüngere Schwester, die *Odyssee*, die die Irrfahrten des Odysseus auf dem Rückweg von Troja zum Thema hat) jahrtausendlang als eine Art Steinbruch genutzt, indem sie einzelne Episoden oder Motive verarbeiteten. Kaum ein Autor, der etwas auf sich hielt, hat sich nicht mit Homer auseinandergesetzt. Auch die Historiker orientierten sich auf der Suche nach Informationen zum Trojanischen Krieg lange an Homers Ausführungen, die das Bild der griechischen Mythologie definierten und damit die kulturelle Identität Europas bis heute mitbestimmen.

Doch die Rolle des Werkes für die europäische Kulturgeschichte geht weit über seine historische Bedeutung oder motivische Anleihen hinaus, denn die *Ilias* zeigt idealtypisch, was Literatur alles leisten kann – und zwar im Hinblick auf Form, Charaktere, Sprache und Relevanz. Die kunstvolle, dramatische Handlungsstruktur, die Individuen, Heere und Götter ineinanderwebt, sowie die Komplexität von Achilleus' Charakter, der zwischen Wut, Stolz, Rache, Trauer und Mitleid changiert, bieten

schon all das auf, was ab dem 18. Jahrhundert den Roman so populär werden lassen sollte. Das Ganze wird in einer eigenen intensiven Diktion festgehalten, die wesentlichen Anteil an der Wirkung des Werkes gehabt haben dürfte. Einzelschicksal und Gesamtsystem sind bei Homer unlösbar verquickt, denn Achilleus setzt zur persönlichen Genugtuung die Gemeinschaft aufs Spiel, die zwar am Ende siegreich, aber auch im Innersten verunsichert bleibt. Hinter dem abwechslungsreichen Plot wird damit eine drängende gesellschaftspolitische Frage verhandelt, die die Griechen der damaligen Zeit umtrieb: Wie sind als allgemeingültig angenommene Normen im Lichte einer sich wandelnden Gesellschaft neu auszulegen? So geht es zunächst scheinbar um wenig, nämlich um den Zorn eines einzelnen jungen Mannes, im Grunde aber von Anfang an um alles: um das Verhältnis zu den Göttern, die Fragilität der Existenz und die Konsequenzen des individuellen Handelns - letztlich um die *conditio humana*. Was für ein Auftakt für die europäische Literatur!

um 440 v. Chr.

Herodot

Historien

Der Vater der Geschichtsschreibung und
der Kampf der Kulturen

Nichts weniger als eine umfassende Darstellung der Entwicklung der gesamten damals bekannten Welt hatte Herodot im Blick, als er seine *Historien* anfertigte. Er entfaltete ein Panorama aller Völker und Kulturen und kam den Bedürfnissen seiner Zeitgenossen nach, den eigenen zivilisatorischen und historischen Standort zu bestimmen. Damit markiert sein Werk nicht nur die erste Geschichte des Abendlandes, die in ihrer Konzentration auf die Perserkriege und damit auf die Frontstellung zwischen Europa und Asien teils bis heute fortwirkende kulturelle Muster und Klischees prägte, sondern setzte auch Maßstäbe im Hinblick auf die Arbeit der Geschichtsschreiber.

Ein Kalenderspruch besagt, dass nur derjenige seinen Weg findet, der weiß, wo er herkommt. In dieser Sichtweise ist die vermeintlich rückwärtsgewandte Arbeit des Historikers immer zukunftsorientiert, denn aus dem Verständnis der Vergangenheit lassen sich

idealerweise Erkenntnisse für Gegenwart und Zukunft ableiten. Diese Doppelperspektive ist schon den *Historien* von Herodot eingeschrieben, die gemeinhin als eine Art Gründungstext der Geschichtsschreibung gelten.

Über das Leben des »Vaters der Geschichtsschreibung« (Cicero) ist nur wenig bekannt. Herodot wurde wohl um 485 v. Chr. in Halikarnassos, dem heutigen Bodrum, geboren und wuchs auf der Insel Samos auf. Nach dem gescheiterten Versuch, den herrschenden Tyrannen seiner Geburtsstadt zu stürzen, unternahm er zahlreiche Reisen (unter anderem nach Ägypten oder Mesopotamien), die er wohl für Handelsaktivitäten nutzte, und verfertigte nebenbei Reiseberichte. Er ließ sich in Athen nieder, wo er vermutlich um 425 v. Chr. starb, freundete sich mit Sophokles an und kam in Kontakt mit dem Staatsmann Perikles.

Zentrale Themen seiner Universalhistorie in neun Büchern sind die Entstehung und Abfolge der Konflikte und Kriege zwischen Griechen und Persern bis zur Schlacht bei den Thermophylen und der endgültigen Niederlage der Perser im Jahr 479 v. Chr. Bereits im ersten Satz der Vorrede entfaltet Herodot die Komplexität seines Vorhabens, wenn er schreibt: »Die Darstellung der Erkundung des Herodot aus Halikarnassos ist dies, damit weder das von Menschen Geschehene durch die Wirkung der Zeit verblasse noch die großen und staunenswerten Werke, ob sie nun von Hellenen oder Barbaren aufgewiesen wurden, ohne Kunde bliebe; unter anderem geht es insbesondere darum, aus welcher Ursache sie miteinander Krieg führten.« Mit der Aussage, sich auf das »Menschengemachte« zu konzentrieren, grenzt er sich vom götterorientierten Mythos ab. Indem er seinen Namen nennt und das Folgende als Ergebnis seiner Forschungstätigkeit (»Erkundung«) markiert, drückt er der Geschichtsschreibung seinen Stempel auf - eigene Forschung wird zur Voraussetzung des Schreibens.

Darüber hinaus interessiert er sich neben Aktionen und Handlungen (»das von Menschen Geschehene«) auch für allgemeine Kulturleistungen (»staunenswerte Werke«) und betont somit den grundlegenden Anspruch seiner Ausführungen. Die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Griechen und »Barbaren« stehen für ihn stellvertretend für allgemeine Prinzipien der Weltgeschichte: dass nämlich Machtversessenheit und Machtvergessenheit in den Untergang führen - diese Entwicklung zu veranschaulichen ist Kern seines Vorhabens. Dem Expansionsdrang der Perser folgend kann er weit ausholen und über die fremden Länder und Völker berichten, die sich mit deren Aggression konfrontiert sahen. Dabei versucht er, die bekannte Welt in ihrer ganzen Größe und Vielgestaltigkeit in den Blick zu bekommen.

Herodot bemüht sich darum, die vermeintlichen Besonderheiten der Völker zu erklären - weshalb er bisweilen auch als der Begründer der Anthropologie betrachtet wird -, und beruft sich dabei unter anderem auf klimatische Besonderheiten: Der karge und fordernde Lebensraum der Griechen habe sie hart gemacht, während »die Barbaren« aufgrund der Fruchtbarkeit ihres Landes verweichlicht seien. Daneben stellt er mit Blick auf die Organisationsform des Soziallebens fest, dass die Unterordnung unter einen Alleinherrscher zur Feigheit erziehe, während die Griechen in Freiheit aufwüchsen. Auch wenn Herodot bisweilen differenziert und ja im ersten Satz anerkennt, dass »die Barbaren« ebenfalls Großes hervorgebracht haben, werden hier doch Stereotype gesetzt, die dem Widerstand der Griechen die Dimension eines Kulturkampfes einschreiben: Mit einer Niederlage gegen »die Barbaren« würden freiheitliche Lebensart und eine ganze Zivilisation verschwinden. Das impliziert allerdings nicht nur eine Kampfansage der Griechen an den äußeren Feind, sondern richtet sich viel eher noch als Mahnung nach innen, die freiheitliche Selbstorganisation

nicht unter dem Vorwand der Bedrohung zu opfern oder sie sich im Zuge innergriechischer Kämpfe beschneiden zu lassen.

In seinem multiperspektivischen Werk setzt Herodot alle Kniffe des Erzählens ein, um zu unterhalten, wie etwa Einblicke in die Innenwelten der historischen Akteure. Mit zahlreichen Verweisen auf mythische Zeiten, in denen noch die Götter auf Erden walteten, schreitet er nicht nur geografisch den Raum der bekannten Welt aus, sondern schlägt auch historisch den größtmöglichen Bogen und hat den Blick fest in die Zukunft gerichtet. Denn der Sieg über die Perser ist für ihn nicht der Schlusspunkt einer griechischen Erfolgsgeschichte, sondern mahnendes Exempel.

Die *Historien* haben nicht nur die Sichtweise von Herodots Zeitgenossen auf die Welt geprägt und viele Regionen, Kulturen, Sitten und Phänomene erstmals überhaupt beschrieben; sie gelten ungeachtet aller kritischen Diskussionen um ihre Zuverlässigkeit auch heute noch als zentrale Quelle zum Verständnis des griechisch-persischen Konfliktes.

um 330 v. Chr.

Aristoteles

Politik

Von natürlicher Geselligkeit und guter Herrschaft

In seiner *Politik* untersucht Aristoteles Entstehung und Formen politischer Gemeinschaften, ausgehend von der Idee des Menschen als sozialem Wesen (*zoon politikon*) und auf der Grundlage seiner Lehre vom »guten Leben« (Eudämonismus). Seit ihrer Wiederentdeckung im 13. Jahrhundert hat die Schrift Generationen von Denkern inspiriert, auch in Deutschland. Während man noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in der politischen Philosophie von regelrechten aristotelischen Schulen sprechen kann, sind es seither eher einzelne Elemente, die diesem Klassikertext entlehnt werden.

»Nach seinem Tode dauerte es zweitausend Jahre, bis die Welt wieder einen ihm auch nur annähernd ebenbürtigen Philosophen hervorbrachte«, schrieb der englische Philosoph Bertrand Russell über Aristoteles. Aristoteles (384–322 v. Chr.), der Schüler Platons und Lehrer Alexanders des Großen, gilt heute als einer der Üerväter der Philosophie. Im europäischen Mittelalter

stand er zunächst im Schatten Platons – im Gegensatz zur islamischen Welt, wo die meisten seiner Werke schon im 9. Jahrhundert in arabischer Sprache vorlagen. Gelehrte wie Avicenna (ibn Sīnā) oder Averroës (ibn Rušd) ließen sich von Aristoteles inspirieren. In Europa wurden seine Schriften erst im 13. Jahrhundert wiederentdeckt. Eine Schlüsselrolle spielten dabei der in Paris und Köln lehrende Albertus Magnus und sein Schüler Thomas von Aquin. Die Verbreitung der aristotelischen Lehren – von der Logik bis zur Naturphilosophie – muss sich danach rasant vollzogen haben. Schon Ende des Jahrhunderts beklagte der Franziskaner Petrus Johannes Olivi: »Man glaubt ihm ohne Grund – wie einem Gott dieser Zeit.«

Wiederentdeckt wurde damals auch Aristoteles' *Politik*. Über die Entstehung der Schrift wissen wir wenig. Wahrscheinlich wurden posthum verschiedene Arbeiten zusammengefügt. Den roten Faden bildet der Gegenstand: Entstehung und Aufbau der Polis sowie ihre Regierungsformen. Für Aristoteles ist die Polis – der Stadtstaat der griechischen Antike – eine natürliche Erscheinung; natürlich deshalb, weil der Mensch von Natur aus ein soziales Wesen ist, ein *zoon politikon*. Um in der Verfolgung des Endziels jeder menschlichen Gemeinschaft – des »guten Lebens« – von anderen unabhängig zu sein, schließen sich kleinere Gruppen (Familie, Hausgemeinschaft, Dorf) zur Polis zusammen. Zur Herrschaft in der Polis kommen für Aristoteles allerdings nur freie Männer in Betracht. Frauen und Kinder werden durch die Trennung zwischen Polis und Hausgemeinschaft (*Oikos*) von den politischen Geschäften ausgenommen. Der *Oikos* als der Ort des Wirtschaftens (daher auch: Ökonomie) steht unter der Leitung des Hausherrn, dem die rechtlosen Sklaven ebenso »natürlich« untergeordnet sind.

Im zweiten Teil der Schrift unterscheidet Aristoteles die Regierungsformen nach der Anzahl der Herrschenden: Monarchie (Einzelherrschaft), Aristokratie (Herrschaft der

Besten, d.h. der Weisesten) und Politie (Herrschaft aller Bürger, wobei Ämter nur Wohlhabenden offenstehen und die Armen die Reichen nicht überstimmen können). Alle drei sind auf Verwirklichung des Gemeinwohls angelegt; weil aber der Ausschluss großer Teile der Einwohnerschaft zu Unmut führen kann, verspricht die Politie im Allgemeinen am ehesten Stabilität. Den drei »guten« Regierungsformen stellt Aristoteles ihre Verfallsformen gegenüber, in denen Eigennutz regiert: Tyrannis, Oligarchie und Demokratie. Die Demokratie verurteilt er nicht pauschal; ihre radikale Form aber, in der alle freien Einwohner gleichberechtigt mitbestimmen, begünstige Demagogie und führe zur Herrschaft der Willkür. Anders als sein Lehrmeister Platon, der in der *Politeia* die Utopie einer Philosophenherrschaft entwirft, schreibt Aristoteles nicht über die ideale Verfassung. Seine Systematisierung versteht er als Theorie auf empirischer Grundlage.

Vor allem die Staatsbegründung, aber auch die Lehre von den Regierungsformen hat durch die Jahrhunderte Denker inspiriert, um Antworten auf Fragen ihrer Zeit zu finden. Zum Beispiel Thomas von Aquin, der aus der Idee »natürlicher« Gemeinschaft folgerte, dass es neben der göttlichen Ordnung auch eine menschlich geschaffene gebe. Dies verhalf der Lehre vom Dualismus geistlicher und weltlicher Macht zum Durchbruch, die im Investiturstreit noch unterlegen war (sinnbildlich der Gang Heinrichs IV. nach Canossa im Jahre 1077). Philipp Melanchthon verfasste 1530 einen Kommentar zur *Politik*, in dem er Luthers theologisch begründete Ablehnung der Bauernkriege philosophisch flankierte: Weil die Ordnung natürlichen Ursprungs sei, liege auch der Gehorsam gegenüber der Obrigkeit in der Natur des Menschen. Er begründete eine protestantische Schule des politischen Aristotelismus, deren Zentrum die Universität Helmstedt wurde. Ihr einflussreichster Repräsentant, Hermann Conring, baute auch auf Aristoteles, um den Zynismus der

Macht in Machiavellis Lehre von der Staatsräson durch Sittlichkeit zu bändigen. Im 19. Jahrhundert ist es vor allem Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der von Aristoteles wichtige Impulse empfängt. Auf der Unterscheidung von Oikos und Polis beruht seine Trennung zwischen bürgerlicher Gesellschaft und staatlicher Herrschaft; auch dass Hegels Staat die sittliche Vervollkommnung seiner Bürger zum Ziel hat, ist Aristoteles verpflichtet.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein denken politische Philosophen im aristotelischen System. Seitdem sind es eher einzelne Elemente der *Politik*, die etwa Hannah Arendt, Joachim Ritter oder Vertreter des Kommunitarismus entlehnt haben. Die Klassifikation der Regierungsformen wiederum steht am Anfang der modernen Lehre von den politischen Systemen. Ein Klassiker also, der bis heute inspiriert – trotz des harschen Urteils, das Bertrand Russell über Aristoteles' Schrift fällt: »Ich glaube, sie enthält nicht viel, was für einen heutigen Politiker noch von praktischem Wert wäre.«

um 300 v. Chr.

Euklid

Die Elemente

Ein Weg zur reinen Erkenntnis

Euklid wird von vielen als einflussreichster Mathematiker betrachtet, dessen wichtigste Abhandlung, *Die Elemente*, als eines der erfolgreichsten Lehrwerke aller Zeiten gilt. Mit über eintausend verschiedenen Editionen ist es nach der Bibel das in den meisten Ausgaben gedruckte Buch und wohl eines der meistrezipierten Werke der Menschheitsgeschichte. Euklid systematisiert darin die Summe des mathematischen Wissens seiner Zeit und führt beispielhaft vor, wie eine exakte Wissenschaft zu arbeiten habe. Kaum einem anderen Werk wird ein vergleichbar großer Einfluss auf die Methodik des wissenschaftlichen Denkens zugesprochen.

Auch diejenigen, die sich nicht unbedingt mit Freude an den Mathematikunterricht erinnern, können vermutlich einige Formeln noch immer auswendig. Doch weder der Satz des Pythagoras noch der Satz des Thales würde heute ohne Euklid zum Allgemeingut zählen. Denn auch wenn natürlich vor Euklid schon bedeutende Mathematiker wie eben Pythagoras oder Thales wirkten

und vielen weitaus mehr mathematische Kreativität zugeschrieben wird, so standen deren Erkenntnisse doch vereinzelt und waren nicht in einem umfassenden Denksystem verbunden, das erst Euklid mit *Die Elemente* vorlegte. Euklid betritt darin nur zum Teil mathematisches Neuland, wie etwa mit dem Beweis dafür, dass es unendlich viele Primzahlen gibt. Seine Leistung liegt vor allem darin, das bereits Entdeckte auf den Gebieten der Geometrie, Arithmetik, Algebra und Zahlentheorie erstmals zu kartografieren und in eine zusammenhängende Ordnung zu bringen. Dabei greift er auf philosophische Konzepte Platons und methodologische Überlegungen von Aristoteles zurück.

Euklid formuliert ein System, in dem jede Erkenntnis auf bereits hergeleitetem, gesichertem Vorwissen aufbaut. Er setzt an den Anfang beschreibende Definitionen von Grundbegriffen wie »Punkt« (»Ein Punkt ist, was keine Teile hat.«) oder »Linie« (»Eine Linie ist eine breitenlose Länge.«), bevor er fünf Postulate formuliert, die geometrischen Festlegungen gleichkommen, wie die, dass alle rechten Winkel einander gleich seien. Darauf folgen mehrere logische Axiome, also eine Reihe von Aussagen, von denen auszugehen ist, dass sie jedermann aufgrund eigener Anschauung unmittelbar einleuchten und deren Richtigkeit nicht bewiesen werden muss (etwa: »Wenn Gleichem Gleiches hinzugefügt wird, sind die Ganzen gleich.«). Die Axiome sind das logische Fundament, auf dem ausgehend von den einführenden Beschreibungen (Definitionen) und Festlegungen (Postulaten) weitere Schlüsse gezogen werden können. Alle folgenden Sätze und Beweise verwenden nur die Definitionen, Postulate und Axiome beziehungsweise vorher Bewiesenes, alles muss deduktiv hergeleitet werden. Wie bei den Gliedern einer Kette reiht sich logische Schlussfolgerung an logische Schlussfolgerung. Damit hat Euklid ein Denkverfahren

profiliert, das fortan als Vorbild für die wissenschaftliche Theoriebildung fungierte.

Der Zeitpunkt oder die Umstände der Entstehung und Niederschrift der *Elemente* liegen im Dunkeln. Einige meinen, Euklid müsse eher als eine Art Herausgeber denn als Verfasser betrachtet werden, andere gehen davon aus, dass es sich um Mitschriften seiner Schüler handele. Diese Unsicherheiten wundern nicht, denn auch über das Leben Euklids weiß man kaum etwas und auch das Wenige nur aus Aufzeichnungen, die Jahrhunderte nach seinem Tod angefertigt wurden. Einer Version seiner Biografie zufolge soll er um 325 v. Chr. in Athen geboren und an der Akademie Platons ausgebildet worden sein. Er sei dann von Ptolemaios I. an das Museion in Alexandria berufen worden, eine Akademie und Forschungsstätte für herausragende Denker, die oft als Vorbild der modernen Universitäten bezeichnet wird. Man geht davon aus, dass Euklid um 270 v. Chr. in Alexandria verstorben ist. Ungeachtet der dürftigen Faktenlage sind allerdings einige berühmte Anekdoten zu Euklid überliefert. Eine besagt, dass er König Ptolemaios I. auf dessen Frage, ob nicht ein einfacherer Zugang zum Verständnis der Geometrie existiere, geantwortet haben soll, dass es in diesem Falle keinen bequemen Königsweg gebe. Laut einer anderen soll Euklid von einem Schüler gefragt worden sein, was man denn mit mathematischen Einsichten einmal verdienen könne, woraufhin er diesem verächtlich ein paar Münzen habe zuwerfen lassen. Auch wenn sich diese Begebenheiten so nie zugetragen haben mögen, so sagen sie im Kern doch etwas über die Bedeutung der Mathematik im hellenistischen Denken: dass es nämlich nicht um einen anwendungsbezogenen oder gar materiellen Nutzen ging, sondern um das Streben nach reiner Erkenntnis und idealen Wahrheiten – und da musste sich dann eben ein König genauso anstrengen wie jeder andere.

Auch wenn *Die Elemente* über Jahrtausende hinweg erst in Handschriften und dann in Druckform für den Mathematikunterricht benutzt wurden, so sind sie doch kein Lehrwerk im engeren Sinne. Euklid verzichtet darauf, Schüler »mitzunehmen«, ihnen mit praktischen Beispielen das Verständnis zu erleichtern oder vertiefende Erläuterungen einzubauen. Damit steht die Abhandlung auch auf formaler Ebene für das ein, was vom Ansatz her das Zentrum markiert: Konzentration auf unverfälschten Erkenntnisgewinn. In seinem trockenen Stil und strengen Aufbau von Definition, Satz und Beweis steht das Werk für das zeittypische Verständnis von Mathematik. Goethe lobte Euklids *Elemente* »als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrags«, das »in der größten Einfachheit und notwendigen Abstufung ihrer Probleme« vorführe, »wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen sein sollten«. Doch auch wenn unzählige Schüler und auch vermutlich einige Lehrer an Euklid verzweifelten – seine historische Bedeutung für die Entwicklung der exakten Wissenschaften weit über die Grenzen der Mathematik hinaus ist kaum zu überschätzen.

um 400

Augustinus

Bekenntnisse

Das Individuum betritt die Weltbühne

Augustinus ist gerade seit zwei Jahren Bischof, als er mit seinen *Bekenntnissen* eine Art Selbsterklärungsschrift mit Vorbildcharakter vorlegt: Er grenzt sich von jenen Irrlehren ab, denen er in seinem früheren Leben anhing, und präsentiert (s)eine Bekehrungsgeschichte. Damit schuf Augustinus, einer der wichtigsten Kirchenlehrer der Geschichte, die wohl wirkmächtigste Autobiografie der Weltliteratur, die heute als einer der zentralen Texte des christlichen Abendlandes gilt.

Im Zentrum des Papstwappens von Benedikt XVI. steht eine Muschel, die an eine Legende aus dem Lebens seines Lieblingstheologen Augustinus erinnert: Dieser habe einen Jungen am Strand bei dem Versuch beobachtet, mit einer Muschel das Meer leer zu schöpfen, was ihm die Unmöglichkeit seines eigenen Bemühens vor Augen führte, die Mysterien Gottes mit seinem beschränkten Verstand zu erfassen. Dass Augustinus sich überhaupt einmal mit solcherart theologischen Fragen befassen würde, war bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahr alles andere als wahrscheinlich.

Aurelius Augustinus wurde 354 in Thagaste im heutigen Nordost-Algerien als Sohn eines heidnischen Vaters und einer christlichen Mutter geboren. Nach einem Rhetorikstudium in Karthago wirkte er lange als Rhetoriklehrer in seiner Heimatstadt und lebte ein sehr weltliches Leben. Erst 386 hatte er jenes Bekehrungserlebnis, das er an der Schlüsselstelle seiner Autobiografie beschreibt: Verzweifelt angesichts seines verpfuschten Lebens weinte er unter einem Baum, bis ihn eine Kinderstimme zu lesen aufforderte. »Da drängte ich meine Tränen zurück, stand auf und legte die gehörten Worte nicht anders, als daß ein göttlicher Befehl mir die heilige Schrift zu öffnen heiße und daß ich das erste Kapitel, auf welches mein Auge fallen würde, lesen sollte.« Nicht ohne Folgen, denn »alsbald am Ende dieser Worte kam das Licht des Friedens über mein Herz und die Nacht des Zweifels entfloh«. Fortan widmete er sein Leben Gott, ließ sich taufen und im Jahr 391 in Mailand zum Priester weihen. Vier Jahre später wurde er zum Bischof von Hippo Regius (heute Annaba im Nordosten Algeriens) ernannt, was er bis zu seinem Tod 430 blieb. In dieser Funktion schuf er ein beeindruckendes theologisches und philosophisches Werk, das die Summe der spätantiken Kirche und Grundlage der abendländischen Theologie bildet. Seinen *Bekenntnissen*, in der Weltsprache Latein verfasst, kommt in diesem Kontext eine herausgehobene Bedeutung zu, da sie aufgrund ihrer Anlage als Autobiografie besonders breite Rezeption fanden.

Augustinus selbst hat den *Bekenntnissen* eine doppelte Funktion zugesprochen: In Auseinandersetzung mit dem Schlechten und dem Guten, das man in sich selbst finde, solle Gott als gut und gerecht gelobt werden. Schuldbekennnis und Lobpreisung Gottes gehen hier Hand in Hand, die Lektüre solle die Leser zu Gott führen. Sein autobiografischer Ansatz erlaubt eine weitgehend chronologische Darstellung des ganzen bisherigen Lebens

in allen Einzelheiten des äußeren Geschehens und der inneren Entwicklung. Dabei legt Augustinus sein Augenmerk vor allem auf die Wendepunkte in seinem Leben und die Momente, in denen er Gottes Führung besonders gut veranschaulichen zu können meint. Der Text wird als Zwiegespräch mit Gott inszeniert: Durch die dauernde Ansprache Gottes wird der Rahmen der Vorsehung stets präsent gehalten, was dem Text ungeachtet aller Irrwege und Verfehlungen des Protagonisten eine besondere Geschlossenheit verleiht.

Mit den *Bekenntnissen* tritt die selbstreflexive Funktion der Autobiografie erstmals nachhaltig in den Vordergrund: Die individuelle Geschichte einer Bekehrung zum Christentum wird als exemplarisches Erfolgsmodell inszeniert. Die *Bekenntnisse* werden zum Gründungstext der Gattung Autobiografie, an dem man sich noch viele Jahrhunderte später orientiert – so auch der paradigmatische Text der modernen Autobiografie: Rousseaus *Confessions* (posthum 1782 veröffentlicht). Bei Rousseau wird das Ich dann zur alleinigen Richtgröße des autobiografischen Unternehmens (er verzichtet auf jegliche religiöse Rechtfertigung). Schonungslose Aufrichtigkeit ist sein Versprechen, womit die Subjektivität der Darstellung besonderes Gewicht bekommt, die nach einer der eigenen Wahrheit angemessenen sprachlichen Repräsentation verlangt – ein Anspruch, den Goethes Autobiografie dann bekanntlich offensiv im Titel trägt: *Dichtung und Wahrheit* (1811–1814, 1833). Und auch Goethe charakterisiert in Anspielung auf Augustinus seine Autobiografie als »Bruchstücke einer großen Konfession«.

Ab dem 14. Jahrhundert finden Augustinus' Gedanken in Deutschland weite Verbreitung. Für Luther sind dessen Lehren von kaum zu überschätzender Bedeutung – schließlich erwarb er seine theologische Bildung als Augustinermönch. Im 17. Jahrhundert erscheinen dann erste Übersetzungen ins Deutsche. Neben der

theologischen Relevanz war es die philosophische Dimension von Augustinus' *Bekenntnissen*, waren es besonders seine Überlegungen zum Konzept der Zeit und zur Erinnerung, die großen Widerhall in der deutschsprachigen Rezeption fanden: bei Leibniz, Schopenhauer, Husserl, Wittgenstein oder Heidegger – Hannah Arendt promovierte bei Karl Jaspers über Augustinus. Vor diesem Hintergrund ist dem deutschen Augustinus-Kenner Benedikt XVI. zuzustimmen, wenn er sagt: »Einige Schriften des Augustinus sind von grundlegender Bedeutung, und dies nicht nur für die Geschichte des Christentums, sondern für die Entwicklung der gesamten abendländischen Kultur: das deutlichste Beispiel sind die *Confessiones*.« Denn Augustinus' *Bekenntnisse* rückten das über sich selbst reflektierende Ich erstmals ins Zentrum der Aufmerksamkeit, von wo es heute nicht mehr wegzudenken ist.